

# Berliner Tageblatt



## und Handels-Zeitung.

Die unterzeichnete eingetragene Manuskript-Abteilung die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Verleger: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

### Politische Nacktkultur.

Auch wer der Meinung ist, daß die ewigen Verbote der preussischen Regierung schon längst etwas Komisches haben, konnte sich über das Gerede gegen die Nacktkultur als theatralische Schauffellung nicht freuen. Es ist nicht gerade staatsgefährlich, wenn ein mutiges Fräulein auch einmal das Letzte fallen läßt, aber es ist gegen den guten Geschmack. Nacktkultur ist etwas Antithreatralisches. Nacktkultur duldet nicht Fußfassen noch großes Klampentlicht. Nacktkultur braucht lachenden Sonnenhimmel und freie Bewegung im sportlichen Spiel. So war sie mit dem impotanten Preisauschlag für Vorzugsplätze nichts als die plumpe Finanzierung einer edlen Sache. Spektulation, nicht Schönheit. Das Land der Griechen mit dem Oberglas lachend. . . So lang's hingung, war's ein Witz. Nun, da es (Anerkenne schließt du?) verboten ist, sei es vergessen. Man schübe die Nacktkultur gegen Unternehmern, die sich von dem Erdis der Nacktheit doch nur seine Steiber kaufen wollen.

Vou jetzt ab ist es also in Preußen verboten, öffentlich nackend zu tanzen. . . Schön, gut, einverstanden. Aber wenn der preussische Geist öffentlich nackend tanzt? Nun, das kann er jederzeit ungeniert tun. Er kann es, und er soll es sogar. Geistige Nacktkultur ist Offenheit, ist Mut, ist Ehrlichkeit. . . Und wenn der Geist schon ist, ist's ein Vergnügen. Aber niemand wird leugnen, daß es eine geistige Nacktkultur gibt, die unter Umständen mindestens ebenso peinlich wirkt wie die erledigten Schauffellungen im Mozart-Saal. Dagegen kann man nichts machen? Stimmt. Wo der Geist anfängt, hört die Verantwortlichkeit des Schöpfermanns auf. Aber nachdenken soll man darüber.

Zur Nacktkultur à la Mozart-Saal gehört das Moment der Öffentlichkeit. Wo also kann der Mensch als Geist für öffentlich nackend zeigen? Im öffentlichen Leben und in der hohen Politik, wenn der Geist Mut hat oder — ungeschickt ist. Einem Diplomaten alter Art, der selbst die Sprache nur zum laienhaften Behalten seiner Abfichten und Motive hatte, würden die Haare zu Berge stehen, wenn er sähe, wie hieselbst die Staatsmänner neupreussischer Schule politische Nacktkultur treiben. Nicht daß man, wie das mutige Fräulein im Mozart-Saal, nun gleich immer das Letzte fallen ließe. Aber man geht oft bis zum Neutesten. Wirklich, man geht bis zum Neutesten.

Besonders eine Sphäre haben wir, in der man diesem Sport nicht nur gelegentlich huldigt. Es ist das wohlberühmte Nestort für preussischen Kultus. Eine „Zulflucht“, das war — wenn man so sagen darf — die bescheidene Badehose, in der die bescheidenen Vertreter preussischer Reaktion in der Tragifondade „Der Dorfschullehrer von Tönning“ ihre beneidenswerten Rollen trugierten. Die Kunde von ein paar Kindern, die nicht paarweise das Schulhaus verlassen hatten, und die Kunde von eingetrockneten Tintenfassern war alles, was der preussische Disziplinargewaltige dem „Rektor Jubs“ anhatte. Und die neuesten Stücke „Lehrer Wandan“ und „Lehrer Kimpel“? Diese Kafkeler Satirspiele auf die Verfassung, in denen man die Selben ganz ungeniert mit der höchst zulässigen Disziplinarstrafe belegte, weil sie in der Stichwucht für den Aktivismen stimmen wollen und sich deshalb der Stimme entziehen? Wie trat man da auf? Ohne jeden Mantel: die beiden Lehrer haben nicht für den Antisemitismus wollen . . . die beiden werden bestraft. Ein Mantelchen gefällig? Nein. Sagt's — ruhig in aller Öffentlichkeit, weil

sie nicht für den Antisemiten stimmen wollen . . . Wirklich, unbekleideter ist's nicht möglich . . . Säßlicher auch nicht.

Wie gesagt: es gibt auch in der Welt als Geist eine Nacktkultur, die edel ist. Die Völker früh mündig geworden und haben Anspruch auf Ehrlichkeit. Es ist absurd, wenn man, wie das so vorkommt, auf dem Gebiet der auswärtigen Politik Nacktkultur treibt und da mit Temperament und verlässlicher Offenheit kommen wollte, wo weise Zurückhaltung die erste Voraussetzung zum Gelingen ist. Aber die Zeiten sind vorbei, in denen die verblühende Blässe aus dem eigenen Volke gegenüber das einzige Zierde des Staatsmannes ist. Es ist mit dem Geist wie mit dem Körper. Wir müssen Schönheit sehen, um an Nackten Freude zu haben. Angesichts der Offenheit der preussischen Unterrichtsverwaltung konstatieren wir: es gibt Schauffellungen, die, ohne unwillkürlich zu sein, das Schamgefühl gerade empfindender Menschen gräßlich verletzen. Jlo.

### Die Mission Tswolski in Berlin.

Der russische Minister des Auswärtigen Tswolski machte, wie wir erfahren, gestern nachmittag bald nach seiner Ankunft einen Besuch beim österreichisch-ungarischen Botschafter v. Szöghényi-Marich und hatte eine ausgedehnte Unterredung, die volle zwei Stunden dauerte. Im Verlauf dieser Unterredung wurden, wie in diplomatischen Kreisen verlautet, alle Fragen besprochen, die durch die Situation geschaffen worden sind, namentlich die Frage der Konferenz, welche nach wie vor im Mittelpunkt der diplomatischen Verhandlungen steht. Eine offizielle Einladung zur Konferenz ist allerdings noch immer von seiner Wacht erlassen worden. Was den Standpunkt Österreich-Ungarns anlangt, so verlautet, daß Österreich-Ungarn im Prinzip die Konferenz zu akzeptieren geneigt ist, unter der Bedingung allerdings, daß nicht nur die Anwesenheit von Botschaftern und der Herzogin von der Konferenz nicht in Frage gestellt wird, sondern daß überhaupt ein Konferenzprogramm im vorherbekanntem gegeben und genau umschrieben wird. Wie weiter in diplomatischen Kreisen verlautet, hat Tswolski ein festes Konferenzprogramm nach Berlin mitgebracht. Die Frage der Verhandlungen wurde in der Unterredung zwischen dem österreichisch-ungarischen Botschafter und dem russischen Minister überhaupt nicht berührt. Von österreichisch-ungarischen Botschafter begab sich Herr Tswolski zum französischen Botschafter, mit dem er gleichfalls eine längere Unterredung hatte. Außerdem empfing er den Besuch des serbischen Ministers des Auswärtigen Milovanowitsch. Minister Tswolski ist heute abend zum Diner beim Staatssekretär v. Schön geladen. Auch an sämtliche Mitglieder der russischen Botschaft sind Einladungen ergangen. Morgen diniert der russische Minister beim Reichskanzler. Auch diesen Diner wird die gesamte russische Botschaft bewohnen. Herr v. Tswolski dürfte Berlin nicht vor Montag verlassen.

Die Eindrücke, die man in Petersburg von dem bisherigen Verlauf der Berliner Verhandlungen hat, werden in einem Telegramm unseres Korrespondenten wie folgt charakterisiert.

**3 Petersburg, 24. Oktober. (Privat-Telegramm.)**

Bisher scheint, falls nicht der übliche Optimismus viel mit spricht, im Ministerium des Auswärtigen, das heißt bei seinem stellvertretenden Leiter, eine gewisse Zufriedenheit über den Verlauf der Verhandlungen Tswolski in Berlin zu herrschen.

Am anderen Tag trat mein neuer Diener seinen Dienst an. Ich sagte: „Sie müssen heute eine Stunde länger bei mir bleiben, als wir ausgemacht haben. Er sah mich drohend an, ich sagte schnell hinzu: „Selbstverständlich werde ich Ihnen lieberstunden bezahlen, denn ich bin kein Ausbeuter.“

Mein Diener entgegnete: „Ich lege Wert darauf, zu konstatieren, daß ich das Wort Ausbeuter weder ausgesprochen noch gedacht habe.“

Ich sah ihn scheu an und fragte: „Sind Sie Marxist oder Bernsteinianer?“

„Ich lese“, antwortete er, „daß Herr Doktor über die Ziele unserer Bewegung nicht genügend unterrichtet ist. Die Unterschiedliche, die Sie erwähnen, haben in Österreich nur theoretische Bedeutung.“

„So, so“, erwiderte ich und dachte nach, was ich nun machen sollte. Nämlich, ich wollte ihm ursprünglich den Vorwurf machen, daß er sich auf meine Kosten eine Diverse mit Metallpulver anschaffen solle, aber wie die Sache nun lag, traute ich mich nicht davon zu sprechen. Er behielt also seinen schwarzen Gehrock und hatte hinter seiner goldenen Brille über das Ansehen eines Arztes als ich. Ich war zum Schätzen herabgefallen.

„Darf ich fragen“, sagte er, „welcher politischen Richtung Herr Doktor angehört?“

Ich antwortete ausweichend: „Wissen Sie, ein junger Arzt darf sich in dieser Richtung nicht exponieren. Im Grunde genommen genügt mir der Grundtag: leben und leben lassen.“

Seine Miene verfinsterte sich. „Das ist eine politische Rückständigkeit“, sagte er.

So ein Diener hatte ich aufgenommen. Wenn ich ihn behielt, war ich meines Lebens nicht sicher; wenn ich ihn entließ, noch weniger. Denn dann hätte ich die mächtige Organisation gegen mich aufgestellt, die hinter ihm stand. Am selben Nachmittag kam sein Freund von der Internierung Salubritas und brachte acht Spindeln. Sie waren nahezu gelächert, mit großen Goldbuckstaben stand auf jedem das Wort „Salubritas“. Erst wollte ich den Mann hinauswerfen. Unklugheitsweise gebrauchte ich die Vorsicht, meinen Diener zu fragen: „Ist Ihr Freund auch Sozialdemokrat?“

„Gewiß“, erwiderte er. „Als meine Freunde sind Sozialdemokraten.“

Daraufhin war ich sehr zuvorkommend und ließ in jede Ecke meines Zimmers einen Spindeln stellen. Nach der Ordination betrat der Diener mein Zimmer und sagte: „Habe Herrn Doktor vor einem unangenehmen Besuch bewahrt. Ein Frauenszimmer ist höchst

Außerdem werden hierüber noch keine bestimmten Mitteilungen gemacht — und man muß sich mit gewissen Äußerungen, immerhin aber recht sprechenden Anzeichen zufrieden geben. Was die Stellung Tswolski betrifft, so wird von bureaukratischer Seite zugegeben, daß sie zweifellos erschüttert ist, doch würde es immerhin verfehlt, wenn man annehmen wollte, er würde gleich nach seiner Rückkehr zurücktreten.

Der russische Minister des Auswärtigen v. Tswolski erschien heute vormittag im hiesigen Russischen Amt und konferierte mit dem Staatssekretär v. Zochen. Am Nachmittag ist Herr v. Tswolski beim Reichskanzler und morgen, Sonntag vormittag wird der russische Minister vom Kaiser empfangen.

### Diplomatie — ?

(Von unserem Korrespondenten.)

**2 Paris, 22. Oktober.**

Am 17. Oktober regte die „Kölnische Zeitung“ den Gedanken an, den Zwischenfall von Casablanca einem Schiedsgericht zu unterwerfen. Sie hatte guten Grund dazu, denn am 14. oder 15. Oktober war in Berlin wieder Gedankt zwischen maßgebenden Personen besprochen worden, und bereits am Freitag, den 16. Oktober mittags wurde er in Paris von einem deutschen Diplomaten während eines Gesprächs erwähnt, allerdings mit dem Zusatz, daß es besser sei, wenn vorläufig darüber nichts in die Öffentlichkeit gelangte. Vorabendlich am Freitag Abend nämlich die Unterredung zwischen dem Fürsten Radolin und dem Minister Pichon statt, in der neben anderen Fragen auch diese erörtert sein muß — ob als ein offizieller Vorschlag oder als ein diplomatisches Problem, bleibe dahingestellt. Die französische Regierung hat das Gespräch aber wahrscheinlich in ersterer Hinsicht gezogen, als es nach der theoretischen Auseinandersetzung über Weltfragen zwischen befreundeten Diplomaten sonst zu geschehen pflegt. Herr Pichon hat den Gegenstand mit seinen Kollegen, später auch mit seinen Kollegen erörtert. Er hielt als Franzose das französische Recht für die unbestrittene, die den Vantschen das Recht des deutschen Konsuls erhebt. Er glaubte nachweisen zu können, daß zum wenigsten in der Form ein Lebensgefühl deutscher Beamten vorlag, und hätte auch wenn durch Ansicht sich später als unbegründet erweise, zunächst durch dieses Festhalten an seiner Auffassung die verwickelte Frage ohne Schwierigkeit komplizieren können.

Aus welchen Gründen der französische Minister des Auswärtigen das nicht tut, gehört nicht zum Thema. Vielmehr war es weniger die von manchen Blättern gerühmte vorläufige Einmütigkeit und die französische Ritterlichkeit, die bei dieser Lebensfrage eine Rolle spielen — edle Regungen sind in der Diplomatie so selten! — als der Wunsch, in der Zeit der orientalischen Wirren Deutschland nicht zu verstimmen. („Wir haben erwartet, daß Deutschland sich offen mit uns aussprechen würde“, schrieb gestern noch der „Temp“ in einem Leitartikel über das „berühmte Rätsel“). Genau die Lösung wurde ausgegeben, daß Frankreich dem Gedanken eines Schiedsgerichtes zu stimmen, und ein Aktenbündel mit allen an die Angelegenheit bezüglichem Beweisstücken wurde an Herrn Cambon nach Berlin geschickt. Es muß am Montag Abend oder am Dienstag dort eingetroffen sein. Am Mittwoch war dann in Berlin die deutsche Regierung darauf gekommen, daß sie sich für ein Schiedsgericht noch nicht

auffallender Toilette war da. Sie verbreitete einen intensiven Geruch nach Porzellan. Ich sagte, Herr Doktor seien nicht zu sprechen. Sie schaute mich frech an und erwiderte: „Sind Sie der neue Diener?“ — Eine solche Anrede brauche ich mir von einem zweifelhaften Frauenszimmer nicht gefallen zu lassen. Suchen Sie sich einen, der Ihnen einen Diener abgibt, viel ich und öffnete die Tür nach außen. Wissen Sie, Herr Doktor, ich bin Kolonialist, und ich weiß auch, daß die Prostitution die notwendige Reife der bürgerlichen Gesellschaftsordnung ist, aber . . .

Mit einer hohen Ahnung sprang ich auf und riß das Telefon an: „Ist die gnädige Frau zu Hause?“

„Sie ist soeben nach Hause gekommen, liegt im Bett und macht tolle Unfluthen.“

„Bitte, fragen Sie, ob ich hinkommen soll.“

Nach einer kleinen Pause kam die Antwort: „Der Herr Doktor braucht sich nicht zu bemühen, und die gnädige Frau läßt bitten um die Rechnung.“

Wit wartenden Anien ging ich zu meinem Diener hinaus und hielt folgende Ansprache: „Sehr geehrter Herr! Sie haben völlig recht. Die kapitalistische Weltanschauung ist verwerflich. Eigentum ist Diebstahl. Die Bourgeoisie ist rückständig und verdient nichts Besseres, als zugrunde zu gehen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Zukunft Ihnen gehört. Der Sieg Ihrer Idee ist sicher. Jedoch, ich bitte zu Weiden und sprach das Folgende sehr schnell, „ich kann einen Diener nicht brauchen, der mich die liebsten Patientinnen verachtet, und ihnen ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich bei der nächsten Landtagswahl bestimmt für den sozialdemokratischen Kandidaten stimmen werde, bitte ich Sie, unter Dienstverhältnis zu lösen und die Wohnung zu verlassen.“

Er hatte meine Rede hochangesehen, etwa in der Pose eines Diener, angehört, nun wolle er sich noch etwas höher und erwiderte: „Mein Herr, Ihre Versicherung ist mir unwillig, die internationale Sozialdemokratie wird auch ohne Sie zum Siege führen, meine Gehaltsansprüche belaufen sich auf drei Gulden fünfzig Kreuzer.“

Darauf verließ er mich. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Aber ich habe an diesem Ergebnis gelernt, daß es weder auf Reichum noch auf Gehaltsfragen ankommt in dieser Welt. Persönlichkeit ist alles. Macht, die doch keiner einen Begriff davon, weil mein Diener mich an die Wand gedrück hat. Wie wieder würde ich mich trauen, einen Diener aufzunehmen.

### Mein Diener.

Wort (Schwarzdruck verboten.)

Fritz Wittold (Wien).

„Warum halten Sie sich keinen Diener?“ fragte eines Tages meine angenehmste Patientin, die ich mein Ordinationszimmer betrat. „Man kommt gern zu einem Arzt, der einen Diener hat. Welche Fätschen, welche Schürzen, piepsende Stimmchen: das alles hat sein Gewicht. Aber wenn ein Arzt fehlt, einem aus der Jacke hilft und mit ergebener Feiner bemerkt: „Der Herr Doktor lassen bitten“, das imponiert und wärmt die Seele.“

Am anderen Tag hatte ich einen Diener. Er stellte sich im schwarzen Gehrock und mit einer goldenen Brille vor. Er sagte, daß er mir treu dienen wolle, nur am Donnerstag müsse er früher weggehen. Denn an diesem Tage finde die Versammlung der Vertrauensmänner statt.

„Was für Vertrauensmänner sind das?“

„Sozialdemokratische Vertrauensmänner“, antwortete er mit Grabsstimme.

Ich verfuhr, der Sache eine humoristische Wendung zu geben, und sagte mit freundschaftlichem Lächeln: „Ah, Sie sind Sozialdemokrat?“

„Gewiß“, erwiderte er mit Grabsstimme.

Ich bekam Angst und sagte beschwichtigend: „Wahrscheinlich halten Sie mich für einen Vertreter des Kapitalismus. Das ist aber nicht der Fall. Ich bin ein junger Arzt und verdiene meinen Lebensunterhalt mit einer kleinen Praxis.“

Der Sozialdemokrat verbeugte sich stumm. Die Lage war unheimlich, seine Brillengläser funkelten, mich schien, daß alles davon gelegen war, ihn zum Vaden zu bringen. Ich sagte: „Bis jetzt hatte ich ein Dienstmädchen; es war ein dummes Luder. . .“ Ich schaute ihm freundschaftlich lächelnd ins Gesicht, aber seine Finger seiner feineren Nase rührte sich. Ich geriet in einige Aufregung und fuhr fort: „Ich bin dafür, daß Dienstmädchen dumme sind; dann sind sie nämlich ehrlich.“

Der Sozialdemokrat öffnete den Mund und sagte: „Ich habe Verbindungen zur Internierung Salubritas. Das ist eine Anhalt, die Spindeln verborgen und alle Wochen auswechself. Wenn Herr Doktor geflassen . . .

„Bitte sehr“, sagte ich, „Sie schaffen damit einen großen Uebelstand aus der Welt. Ich pflege zwar nicht zu spucken, aber das Brauchstein, daß ich spucken könnte, nicht zu wollen, wird zweifellos sehr beruhigend auf mich wirken.“